

Erfahrungen von Relevanz

Können Geschichtsforscher überhaupt beurteilen, ob man aus Geschichte lernen kann? Die Frage *Historia magistra vitae?* lässt sich wohl nur von der Lehre der Geschichte her beantworten. Und viele Historiker und Historikerinnen – wohl die überwiegende Mehrheit – betrachten die Forschung als Kernstück ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit, nicht deren Vermittlung in der Lehre. Die Themen der Forschung aber werden nach ganz anderen Kriterien ausgewählt – nach überkommenen Forschungstraditionen, nach jeweils innerhalb der ›Zunft‹ geführten Diskussionen, vor allem nach herkömmlichen und neu erschlossenen Quellenbeständen. Der Weg führt häufig von der Quelle zum Problem, nicht vom Problem zur Quelle. Dass er von Problemen der Lehre seinen Ausgang nimmt, ist wohl seltene Ausnahme. Sicher – die Einheit von Lehre und Forschung ist als Leitprinzip auch in der Geschichtswissenschaft ein immer wieder beschworenes Ideal. Aber einen konstitutiven Faktor des Wissenschaftsbetriebs stellt sie in der Praxis nicht dar. Was sollen Historikerinnen und Historiker, die sich primär als Forscherinnen und Forscher verstehen, über Möglichkeiten des Lernens aus Geschichte sagen?

Die Fragestellung *Historia magistra vitae?* ist noch in einer anderen Hinsicht mit einem Kompetenzproblem verbunden. Selbst wenn Geschichtswissenschaft von der Lehre her mitbestimmt gedacht wird – sind es die lehrenden Historiker, die die Frage beantworten können, ob ihre Aktivitäten ein ›Lernen für's Leben‹ bewirken? Was wissen akademische Lehrerinnen und Lehrer darüber, ob Studierende etwas existenziell Bedeutsames für ihr Leben mitbekommen haben? Noch schwieriger wird das Problem, wenn man historische Lehre nicht auf den Studienbetrieb im engeren Sinn beschränkt sieht. Die Frage *Historia magistra vitae?* betrifft sicher auch Lehr- und Vermittlungstätigkeit auf anderen Ebenen – in der Lehrerfortbildung, in der Erwachsenenbildung, in verschiedenen Print-Medien, im Radio und Fernsehen. Überall dort müsste sich historische Lehre darin bewähren, dass sie etwas für das Leben Einzelner Bedeutsames zu bieten hat. Und die Bedeutsamkeit vermittelter historischer Bildung wird auch in diesen Bereichen der Öffentlichkeit nicht von den Vermittelnden allein zu beurteilen sein. Gerade bei Aktivitäten in Massenmedien sind Rückmeldungen

schwierig. Aber auch in solchen Kommunikationszusammenhängen müsste Austausch funktionieren, um beurteilen zu können, ob und in welcher Weise Geschichtswissenschaft für die Gesellschaft von Relevanz ist. Die Frage *Historia magistra vitae*? ist nicht von den Experten allein zu beantworten, die ›Laien‹, für die Geschichte bedeutsam sein soll, hätten dazu wohl auch viel zu sagen.

Dass der seit Cicero viel bemühte Topos von der *historia magistra vitae* zwei Jahrtausende danach nicht mehr unmittelbar im damaligen Verständnis verwendet werden kann, bedarf keiner detaillierten Erläuterung. Geschichte ist zur Wissenschaft geworden. Und in einer Zeitschrift, die sich »für Geschichtswissenschaften« nennt, muss nicht besonders betont werden, dass das historische Feld, aus dem persönliche Orientierung gewonnen werden kann, äußerst vielfältig ist. Eine im Plural definierte Disziplin bietet ein pluralistisches Angebot. Von enormer Vielfalt sind auch die möglich gewordenen persönlichen Zugangsweisen. Was an Wissen über die Vergangenheit für das einzelne Leben bedeutsam ist, stellt sich individuell ganz unterschiedlich dar. So stehen einer pluralisierten Geschichtswissenschaft vielfältig individualisierte Zugangsweisen gegenüber. Lässt sich auf diesem Hintergrund noch Intersubjektivität darüber erreichen, was *historia magistra vitae* bedeuten könnte? Eine mögliche Annäherung an diese Fragestellung kann zunächst wohl von persönlichen Relevanzenerfahrungen im Umgang mit Geschichte ausgehen. Historikerinnen und Historiker sind ja von dem, was sie forschen und lehren, auch ganz persönlich betroffen. Wenn das Thema, über das sie arbeiten, ihnen selbst das Gefühl vermittelt, dadurch Orientierung zu gewinnen, so ist sicher ein Lernen aus Geschichte gegeben. Einen Schritt weiter geht das Erlebnis der Sinnhaftigkeit für andere. Die akademische Lehre kann solche Erlebnisse vermitteln, ebenso Bildungsaktivitäten, die über den Rahmen der Universität hinausgehen. Bei aller Unterschiedlichkeit in der Zugangsweise – bei manchen Themen wird es für alle Beteiligten spürbar, dass lebensweltliche Bedeutsamkeit besteht. In Prozessen der Bildungsarbeit kann die Sinnhaftigkeit des Umgangs mit Geschichte sehr deutlich fassbar werden. Solche persönlichen Erfahrungen von Relevanz sollen im Folgenden Thema sein. Sehr wesentlich geht es dabei um Prozesse der Wechselwirkung von Lehre und Forschung. Wenn versucht wird, persönliche Erfahrungen von Relevanz typologisch zu fassen, so ist damit nicht der Anspruch verbunden, ein allgemein gültiges Modell vorzulegen, in welcher Weise heute *historia magistra vitae* sein könnte. Vielleicht aber bieten die referierten Erfahrungen einen Anstoß, jeweils für sich selbst die Frage nach einem sinnhaften Umgang mit Geschichte weiterzudenken.

In meiner Studienzeit in den fünfziger Jahren war die Frage nach dem Sinn der Beschäftigung mit Geschichte kaum ein Thema. In keiner Lehrveranstaltung wurde die gesellschaftliche Bedeutsamkeit der behandelten Inhalte ausgewiesen. Gegenwartsrelevanz war ein völlig unbekannter Begriff. Kein Student wäre auf die Idee

gekommen, danach zu fragen, ob er denn durch Geschichte etwas für sein Leben lerne. Natürlich hörten auch wir den alten Topos von der *historia magistra vitae*, aber meist sogleich mit dem Zusatz, dass die Menschen ja nicht bereit wären, aus der Geschichte zu lernen. So waren ›die Menschen‹ schuld, dass Geschichte irrelevant bleib – nicht die Historiker, denen der Gesellschaftsbezug ihres Gegenstands ziemlich gleichgültig war. Innerhalb des Faches gab es so mit der Sinnfrage wenig Probleme. Unangenehm wurde es außerhalb – beim Klassentreffen etwa oder im persönlichen Freundeskreis. Der Mediziner, der Techniker, der Jurist hatte keine Schwierigkeiten, die Nützlichkeit des Gelernten für das Leben zu argumentieren. Als Historiker konnte man nichts Gleichwertiges entgegenhalten. Es blieb der Hinweis auf das etablierte Mittelschulfach. Dieses Argument war zwar auch nicht sehr überzeugend, aber ein traditionelles Unterrichtsfach in seiner Sinnhaftigkeit in Frage zu stellen, schien damals kaum zulässig. Das blieb späteren Zeiten vorbehalten.

Die Konfrontation mit der Frage nach dem Nutzen dessen, was ich betrieb, kam für mich erst relativ spät. Ich war schon habilitiert, als ich mich ihr in voller Schärfe stellen musste. In den späten sechziger und frühen siebziger Jahren kam man an ihr als akademischer Lehrer nicht vorbei. Von den studentischen Bewegungen dieser Zeit wurde sie besonders pointiert vorgetragen. Es waren aber wohl nicht nur die Anstöße von 1968, die die Sinnfrage aktualisierten. Als wichtiger Kontext ist etwa auch der Aufschwung der Sozialwissenschaften in diesen Jahren zu sehen, hinter dem wiederum ein rascher Wandel gesellschaftlicher Verhältnisse stand. Die Diskussion um die Einführung eines Faches Sozialkunde beziehungsweise Gemeinschaftskunde zu Lasten beziehungsweise an Stelle von Geschichte bedeutete für die Geschichtswissenschaft auf der Universität eine radikale Herausforderung. Hatten die Gesellschaftswissenschaften den Menschen mehr an Orientierungswissen zu bieten als die Geschichte? War die Soziologie die eigentliche *magistra vitae*? Man musste nun argumentieren, was die Geschichtswissenschaft Zusätzliches zu leisten vermochte. Gerade die damals relativ junge Hochschuldisziplin Wirtschafts- und Sozialgeschichte war diesbezüglich besonders gefordert. Als 1969 in Österreich der Lehrplan für das neue Fach *Geschichte und Sozialkunde* erlassen wurde, musste auch die Ausbildung der Lehramtskandidaten neu geordnet werden. Die Sinnfrage der vermittelten Inhalte zu überdenken, war nun unausweichlich. Als prägendes Erlebnis ist mir ein Interview mit einer Studentenzeitschrift in Erinnerung, in dem mir schlicht die Frage ›Wozu Geschichte?‹ gestellt wurde. Ich war damals bereits habilitiert. In dieser Position eine solche Frage nur höchst unbefriedigend beantworten zu können, machte mich sehr betroffen. Als ich später nachlesen konnte, dass viele Kollegen dazu auch nichts Überzeugenderes zu sagen wussten, war das kein besonderer Trost. Kurz darauf begann ich, die Vorlesung *Einführung in das Studium der Geschichte* zu halten. Unter dem Eindruck des missglückten Interviews habe ich mich in dieser Lehrveranstaltung

mit dem Kapitel *Wozu Geschichte?* besonders intensiv beschäftigt. In den 32 Jahren, in denen ich die *Einführung* hielt, sind viele neue Antworten hinzugekommen. Zunächst waren es vorwiegend theoretische Postulate. Durch eigene Erfahrungen von Relevanz im Umgang mit historischen Themen konnte ich manches Grundsätzliche modifizieren und viel Praktisches ergänzen. Solche Erfahrungen von Relevanz zu reflektieren und untereinander auszutauschen, wäre sicher wichtig, um Intersubjektivität über die Orientierungsfunktion von Geschichte zu erreichen.

Erfahrungen der Relevanz sind in meinem Leben als Wissenschaftler vor allem mit einem großen Thema verbunden, nämlich mit der Geschichte der Familie. In Seminaren und Vorlesungen, in denen ich mich mit diesem Thema beschäftigt habe, in Veranstaltungen der Erwachsenenbildung und der Lehrerfortbildung, in Anschluss an Radio- und Fernsehsendungen – überall hatte ich den überzeugenden Eindruck, dass Menschen sich dabei durch Geschichte angesprochen fühlen, dass das Thema etwas mit ihrem Leben zu tun hat, dass in diesem Bereich wirklich *historia magistra vitae* sein kann. Und was ich anderen dadurch vermitteln konnte, gilt sicher auch für mich selbst. Die Beschäftigung mit der Geschichte der Familie ist mir in vieler Hinsicht persönliche Orientierungshilfe geworden. So konnte ich von diesem neuen thematischen Schwerpunkt aus das Problem eines sinnhaften Umgangs mit Geschichte für mich neu konzipieren. Lehre und Forschung standen dabei stets in Wechselwirkung. Natürlich hat die Lehre auf verschiedenen Ebenen viel unmittelbarer die Rückmeldung erbracht, dass über die Geschichte der Familie wichtige Lebensprobleme angesprochen werden können. Aber auch die wissenschaftliche Publikationstätigkeit auf dem Gebiet der Historischen Familienforschung löste lebhaftes Echo aus – nicht nur unter Historikern, auch in anderen Disziplinen und weit über ein wissenschaftliches Fachpublikum hinaus. Was Lernen aus Geschichte dabei im Einzelnen bedeutete, ließ sich aus ersten Reaktionen noch nicht so recht ordnen. Erst aus größerer Distanz ergab sich ein klareres Bild. Die Geschichte der Familie als *magistra vitae* fügte sich dann in größere Zusammenhänge.

Der Übergang zu Themen der Historischen Familienforschung bedeutete in meinem Wissenschaftlerleben einen abrupten Bruch. Zuvor hatte ich mich mit mittelalterlichem Adel, mit Markt- und Stadtgeschichte, mit Geschichte der Landstände beschäftigt – alles Themen, deren gesellschaftliche Bedeutsamkeit nicht so ohne Weiteres erklärt werden konnte und die – wenn auch mit neuen Ansätzen – zu traditionellen Arbeitsgebieten der österreichischen Geschichtsforschung gehörten. Eine Polemik gegen meine Ständeforschungen, die mit ungewöhnlicher Schärfe geführt wurde, machte mir den Abschied leicht. Wahrscheinlich muss ich meinen damaligen Kritikern dafür dankbar sein, dass ich innerlich frei wurde für neue und wichtigere Themen.

Der Anstoß zu einem derart radikalen Themenwechsel kam freilich aus einer ganz anderen Richtung. Er ging von neuen Verpflichtungen der Lehre aus. 1969

wurde vom Unterrichtsministerium der Lehrplan für das neue Fach *Geschichte und Sozialkunde* an den Allgemeinbildenden Höheren Schulen erlassen. Er sah vor, dass sozialkundliche Bildungsstoffe in Verbindung mit ihrem historischen Hintergrund zu behandeln seien. Als erster dieser sozialkundlichen Bildungsstoffe wurde ›Primärgruppen‹ genannt. Der Familie in ihrer historischen Entwicklung sollte also im Schulunterricht ein prominenter Platz zukommen. So wollte es jedenfalls die oberste Schulbehörde. Man konnte darin wohl zu Recht einen klar formulierten gesellschaftlichen Auftrag sehen. Die Relevanz des Themas für die Ausbildung der Lehramtskandidaten stand damit außer Zweifel. Als kürzlich habilitierter Dozent und bald darauf auf einen neuen Lehrstuhl für Sozialgeschichte berufen hatte ich mir Gedanken darüber zu machen, wie sich dieser gesellschaftliche Auftrag erfüllen ließ. Und es ging dabei nicht nur um die Ausbildung der noch studierenden Lehramtskandidaten. Wichtiger noch war die Fortbildung jener Lehrerinnen und Lehrer, die ohne eine einschlägige Ausbildung den neuen Lehrplan umsetzen sollten. Für sie wurde 1971 von jungen Mitarbeitern des Instituts für Wirtschafts- und Sozialgeschichte die Lehrerfortbildungszeitschrift *Beiträge zur historischen Sozialkunde* gegründet. Die neue Zeitschrift unterschied sich wesentlich von traditionellen historischen Periodika: große Überblicksartikel, kein Anmerkungsapparat, vor allem Themenwahl nach Bedürfnissen der Schulen. Schon die erste Nummer griff in zwei Artikeln familienrelevante Themen auf. In den folgenden Jahren kamen weitere hinzu. Die Herausforderung solcher Überblicksartikel war groß. Es gab damals noch sehr wenige historische Forschungen zu Familienthemen. Mehr dazu war bei der Familiensoziologie beziehungsweise in anderen gesellschaftswissenschaftlichen Disziplinen zu finden, einiges auch bei der Volkskunde. Eine interdisziplinäre Zugangsweise wurde notwendig – für Historikerinnen und Historiker damals weitgehend fremd und innerhalb der ›Zunft‹ sehr umstritten. Aus historischer Sicht war wiederum manches problematisch, was seitens der Familiensoziologie angeboten wurde – etwa Aussagen über die Dominanz der Großfamilie in vorindustrieller Zeit. In Zusammenarbeit, aber auch in Auseinandersetzung mit der Familiensoziologie kam es zu Kritik an Mythenbildung und ideologischen Ansätzen – ein interessantes Aufgabenfeld einer sozialkundlich konzipierten Historischen Familienforschung. Vor allem aber mussten die neuen Überblicksdarstellungen durch vertiefende historische Forschungsarbeit abgesichert werden. Der Weg führte dabei eindeutig von Problemen der Lehre zu neuen Themen der Forschung. Geeignete Quellen für solche Arbeiten zu finden, war nicht immer einfach. Und als man sie fand, bestand auch in der Historischen Familienforschung die Gefahr, dass Auswertungsmöglichkeiten eines bestimmten Quellentypus den Forschungsgegenstand einengten. Das galt etwa für die quantifizierende Auswertung der so genannten Seelenbeschreibungen – seit dem 17. Jahrhundert von Pfarrern zwecks Kontrolle des Sakramentenempfangs an-

gelegten Verzeichnissen der in den einzelnen Hausgemeinschaften des Pfarrgebiets zusammenlebenden Personen. Über Familienstrukturen der Vergangenheit konnte man ihnen viel entnehmen, zur Orientierung in aktuellen Fragen aus der Geschichte aber sicher zu wenig. Es war wohl in hohem Maße der starken Verankerung in der akademischen Lehre beziehungsweise in der Lehrerfortbildung zu verdanken, dass sich die Historische Familienforschung in Österreich ein sehr breites thematisches und methodisches Spektrum erschlossen hat. Den entscheidenden Anstoß verdankt sie jedenfalls der Lehrplanverordnung von 1969, also einer obrigkeitlich definierten gesellschaftlichen Relevanz.

Wenn hier die Bedeutung von Vorschriften der Unterrichtsgestaltung für die Anfänge der Historischen Familienforschung in Österreich betont wird, so ist damit freilich nur einer der entscheidenden Entwicklungsstränge angesprochen. Die Lehrplanforderung hätte wohl nicht derart nachhaltige Wirkung gehabt, wäre die Familienthematik nicht durch zeitgleiche gesellschaftliche Veränderungsprozesse so stark in den Blickpunkt des öffentlichen Interesses gekommen. Man muss sich die Situation der späten sechziger und frühen siebziger Jahre bewusst machen, um zu verstehen, warum damals Themen der Historischen Familienforschung so große Beachtung fanden. Für die 68er-Bewegung galt die ›bürgerliche Kleinfamilie‹ und die mit ihr verbundenen Werte als ein besonderes Feindbild. Radikale Kritiker prognostizierten den ›Tod der Familie‹. Die Kommune-Bewegung experimentierte mit alternativen Formen zu überkommenen Familienstrukturen. Die ›antiautoritäre Erziehung‹ stellte tradierte Sozialisationsstile in Frage. In der demographischen Entwicklung kam es zu einer radikalen Veränderung. Auf den ›Baby-Boom‹ der frühen sechziger Jahre folgte in den späten der ›Pillenknick‹. Hinter dem statistischen Befund dramatisch zurückgehender Geburtenzahlen standen tief greifende soziale und mentale Veränderungen – keineswegs nur im sexuellen Bereich: Frauenemanzipation, zunehmende Erwerbstätigkeit von Frauen, Ausgleichstendenzen zwischen den Geschlechterrollen, veränderte Konsum- und Freizeitverhalten etc. Die rasche Zunahme der Scheidungszahlen gab Familienthemen zusätzliche Aktualität. Wo immer man damals aus historischer Perspektive über Familie sprach – die Menschen im Publikum fühlten sich in ihren elementaren Lebensproblemen angesprochen. Die Relevanz solcher Themen stand für alle außer Zweifel. Sicher – manchmal dienten historische Ausführungen bloß als Einstieg in die Diskussion von Gegenwartsfragen. Aus didaktischer Sicht hatte aber auch das Bedeutung. Themen, die zu schwierig und zu belastend sind, um aus der aktuellen Betroffenheit besprochen zu werden, lassen sich aus der Schilderung von Familienverhältnissen früherer Zeiten behutsam aufbereiten. Den Zuhörerinnen und Zuhörern bleibt es offen, in welchem Maße sie sich auf aktuelle Schwierigkeiten einlassen. Der Regelfall in Diskussionen um historische Familienthemen war freilich das Aufgreifen von Bezügen zwischen Vergangenheit und Gegenwart – sei

es durch Kontinuitätslinien, sei es durch den Kontrast von Damals und Heute. Die aktuellen Veränderungsprozesse von Familienverhältnissen konnten so verständlicher gemacht werden – ich möchte das die genetisch-interpretative Funktion von Geschichte nennen. Durch die Betonung sich wandelnder Familienstrukturen wurde die Zulässigkeit solcher Veränderungen bewusst – die relativierende Funktion von Geschichte. Der Glaube an Familie als ›naturhafte Gemeinschaft‹ kam ins Wanken – ein wichtiger ideologiekritischer Schritt gegenüber biologistischem Denken, der Bewusstsein der Veränderbarkeit schafft. Die Familie wurde aus der Geschichte in größere gesellschaftliche Zusammenhänge eingeordnet gesehen – und damit auch politische Handlungsmöglichkeiten in der Gegenwart thematisiert. Erfahrungen der Relevanz wurden für mich in solchen Gesprächen in einem Ausmaß erlebbar wie späterhin kaum bei einem anderen Thema.

Die Beschäftigung mit der Geschichte der Familie erschloss mir den Zugang zu vielen anderen historischen Themen, deren gesellschaftliche Bedeutsamkeit außer Zweifel stand. Zum Teil waren es vorgeschriebene Lehrplanthemen, zum Teil ihnen nahe stehende Gebiete, die in ähnlicher Weise für ein breiteres Publikum aufbereitet werden konnten. Die Lehrerfortbildungszeitschrift *Beiträge zur historischen Sozialkunde* bot dafür eine geeignete Plattform. Sie stellte einerseits die Brücke zur Lehre an Schulen, aber auch auf der Universität her, andererseits zu einer vertiefenden Forschung, die durch die neuen Themen angeregt wurde. Von der Geschichte der Familie führte ein direkter Weg zu Lebenslaufthemen – Geschichte der Geburt, der Kindheit, der Jugend, des Alters, Geschichte des Todes. Ein Taschenbuch *Sozialgeschichte der Jugend*, das im Anschluss an eine Nummer der *Beiträge* zu diesem Thema entstand, wurde in zahlreiche Sprachen übersetzt. In der überregionalen Verbreitung kann ich seine Wirkung nicht abschätzen. Dass es Schüler und Studierende, die in dieser Lebensphase stehen, ganz besonders betrifft, wurde mir in einschlägigen Lehrveranstaltungen deutlich bewusst. Als ich das Buch schrieb, erlebte ich vieles, was mich als Historiker beschäftigte, an meinen vier Söhnen in der Gegenwart. So war auch eine sehr persönliche Erfahrung von Relevanz gegeben. Aufsätze zur Geschichte des Alters haben später in praktischen Formen der Altenarbeit auf lebensgeschichtlicher Grundlage sehr konkrete Formen der Anwendung gefunden. Zur Geschichte des Todes hielt ich zweimal Seminare ab. Beide Male habe ich Betroffenheit durch ein historisches Thema in ganz besonderer Weise erlebt. In beiden Veranstaltungen wurde mir bewusst, dass ein Lernen aus Geschichte in existenziellen Fragen möglich ist.

Die Lehrerfortbildungszeitschrift *Beiträge zur historischen Sozialkunde* bot mir auch sonst vielfältige Möglichkeiten, von der Aufbereitung für den Unterricht ausgehend neue Forschungsthemen zu bearbeiten. In Anschluss an die Familienthematik seien einige davon genannt. Auch das Problemfeld Geschlechterrollen und geschlechtsspezifische Arbeitsteilung führte zu einem einschlägigen Band. Das Bil-

dungsziel, Geschlechterrollen nicht biologisch vorgegeben sondern sozioökonomisch und soziokulturell bedingt zu sehen, hat sicher weit über den Schulunterricht hinaus gesellschaftliche Relevanz. Auf Lehrerfortbildungsseminaren begannen wir häufig mit diesem Thema. Es sicherte von Spannungsfeldern der Gegenwart her großes Interesse. Und es ermöglichte, bis in frühe historische Zeiten zurückweisende Entwicklungslinien in ihrer Bedeutung für das gesellschaftliche Leben der Gegenwart darzustellen. Dass Lernen aus Geschichte möglich ist, musste in solchen Lehrveranstaltungen nicht theoretisch begründet werden. Ähnliches gilt für das Thema Sexualität. Von der Sozialgeschichte der Familie ausgehend kam es immer wieder in den Blick. Mein erster Zugang dazu ging von der Geschichte der Jugend aus. Ein Band *Ledige Mütter. Zur Geschichte unehelicher Geburten in Europa* vertiefte die Thematik im Bereich der Forschung. Wohl nicht nur das Interesse an Sexualitätsgeschichte bewirkte eine breite Rezeption des Buches. Überraschender war die Breitenwirkung eines Bandes *Ahnen und Heilige. Zur Geschichte der Namengebung in der europäischen Geschichte*. Auch hier stand eine Aufbereitung des Themas für die Lehre in den *Beiträgen zur historischen Sozialkunde* am Anfang. Auch hier bildete das Interesse an Familienfragen den Ausgangspunkt. Aber dass Namengebung ähnlich stark interessiert, erscheint erklärungsbedürftig. Die Rückmeldungen bei Vorträgen und Lehrveranstaltungen lassen mich vermuten, dass es um zentrale Fragen der Identität geht: Was wollten meine Eltern, als sie mir diesen Namen gaben? Welche Vorstellungen verbinde ich selbst mit ihm? Da jeder Name auch eine weit zurückreichende gesellschaftliche Bedeutung hat, die bewusst oder unbewusst aufgegriffen wird, enthält er über individuelle Interpretationen hinaus gesellschaftliche und historische Dimensionen. Durch Namen kamen – von der Familienthematik ausgehend – religiös-kulturelle Aspekte ins Blickfeld. Unter den historisch-sozialwissenschaftlichen Themen der siebziger Jahre hatten sie kaum eine Rolle gespielt. Was Geschichte gerade auf diesem Gebiet an Orientierungshilfe für die Gegenwart zu leisten vermag, wurde mir erst spät bewußt.

Die exemplarisch geschilderten Erfahrungen von erlebter Relevanz im Umgang mit historischen Themen hatten alle einen unmittelbaren Bezug zu Aktivitäten der Lehre. Der Grundsatz *historia magistra vitae* kann so für sie in Anspruch genommen werden. Das bedeutet allerdings nicht, dass alle Publikationen, die auf dieser Grundlage entstanden sind, mit einem expliziten Bildungsziel geschrieben worden wären. Viele Spezialstudien wären für den Gebrauch im Schulunterricht völlig ungeeignet gewesen und hätten so auch nicht in der Erwachsenenbildung oder in Rundfunksendungen eingesetzt werden können. Das überzeugende Erlebnis lebensweltlicher Bedeutsamkeit bleibt sicher im Wissenschaftsbetrieb der Ausnahmefall. Man wird vielmehr von einem Modell mehrfach vermittelter Relevanz auszugehen haben. Meine erste familienhistorische Studie auf Quellenbasis behandelte zwei Salzburger Land-

pfarren im 17. Jahrhundert. Hätte ich in ihr nicht allgemeine Fragestellungen der historischen Familienentwicklung aufgegriffen, die mir aus der Literatur geläufig waren, wäre sie bedeutungslos geblieben. In Kenntnis solcher Fragen, konnte ich die Studie so gestalten, dass sie bald darauf in einem familiensoziologischen Reader wieder veröffentlicht wurde, also wohl für gesellschaftliche Probleme der Gegenwart nicht ohne Belang gewesen sein dürfte. Auch viele meiner weiteren familienhistorischen Arbeiten waren Untersuchungen auf lokaler oder regionaler Basis. Bedeutsamkeit kam ihnen erst in einem größeren Forschungskontext zu, der nicht immer in allen Einzelheiten ausgewiesen werden konnte. In den großen Linien meiner Forschung war allerdings – soweit ich mir das bewusst machen kann – stets ein Zusammenhang zwischen allgemeinen Problemen und Spezialstudien gegeben. Und auch zwischen Lehre und Forschung bemühte ich mich immer wieder um eine enge Verbindung. Nicht jede Detailstudie kann *magistra vitae* sein. Aber es gibt ›erkenntnisleitende Interessen‹ – um ein Stichwort der siebziger Jahre aufzugreifen –, die man sich bewusst machen kann und durch die ein gegenwartbezogenes Sinngefüge von Forschung und Lehre ermöglicht wird.

Von einem Modell mehrfach vermittelter Relevanz ist nicht nur innerhalb der Geschichtswissenschaft auszugehen, sondern auch im Zusammenwirken mit Nachbardisziplinen. Frühe familienhistorische Arbeiten fanden in der Familiensoziologie, in der Pädagogik, in der Volkskunde, in der Sozialanthropologie mehr Interesse als bei Vertretern der traditionellen Historikerkunft. Sie bezogen ihre Begrifflichkeit und ihre maßgeblichen Modelle ja aus solchen benachbarten Fächern – etwa wenn die These vom Funktionsverlust der Familie diskutiert wurde oder die Anwendbarkeit des Begriffs ›Familienzyklus‹ auf soziale Gegebenheiten der Vergangenheit. Die Historische Familienforschung hat viel aus anderen Disziplinen übernommen und wohl manches ihrerseits gegeben. Ob eine solche Beeinflussung sozialwissenschaftlicher Forschung durch die Sozialgeschichte Gegenwartsrelevanz bedeutet, wird man heute nicht mit derselben Selbstverständlichkeit annehmen, wie vor dreißig Jahren. Vor allem die Soziologie hat ihre Position als fraglos anerkannte Orientierungswissenschaft eingebüßt. Von ihr als wichtige Gesprächspartnerin anerkannt zu werden, vermittelt der Sozialgeschichte heute nicht mehr ein mit der damaligen Situation vergleichbares Selbstwertgefühl. Zweifellos aber hat die Historische Familienforschung durch ihre interdisziplinäre Zusammenarbeit ein weites Wirkungsfeld erschlossen. Und sie hat durch diese interdisziplinär vermittelte Bedeutsamkeit sicher wichtige Beiträge zu einem besseren Verständnis von aktuellen Veränderungsprozessen von Familienverhältnissen geleistet. Für Themenbereiche, die mit ihr verbunden sind wie Kindheit, Jugend, Alter, Geschlechterrollen etc. kann diese Feststellung wohl ebenso gelten.

Erfahrungen von Relevanz, wie ich sie von der Familienthematik ausgehend in der Aktualisierung von Geschichte gemacht habe, bewirkten in vieler Hinsicht Dis-

tanz gegenüber traditionellen Zugangsweisen der Geschichtswissenschaft. An erster Stelle ist dabei wohl die zunehmende Skepsis gegenüber der Organisation von Lehre und Forschung nach dem Prinzip der Epochengliederung zu nennen. Für die Geschichte der Kindheit ist die konventionelle Epochengrenze zwischen Mittelalter und Neuzeit völlig ohne Bedeutung. Für eine Geschichte von Geschlechterrollen und geschlechtspezifischer Arbeitsteilung ist sie nicht nur sinnlos, sondern geradezu hinderlich, wenn man zu überzeugenden Erklärungsmodellen langfristig wirksamer Verhaltensmuster kommen will. Im Bereich der Historischen Familienforschung und verwandter Themen beraubt man sich wesentlicher Erkenntnismöglichkeiten, wenn man sich an solche Zäsuren hält. Dem Gegenstand adäquat ist der historische Längsschnitt – durchaus bis in die Antike und noch weiter zurück. Das gilt in gleicher Weise für Forschung und Lehre. Gerade bei Themen, die vom Vorverständnis her als biologisch bedingt beziehungsweise menschheitsgeschichtlich konstant gedacht werden, erscheint es wichtig, aus einer langfristigen Perspektive Veränderungen herauszuarbeiten. Aber auch ohne ein solches Infragestellen vermeintlicher anthropologischer Konstanten ist der Längsschnitt für ein Lernen aus Geschichte wichtig. Stark kontrastierende Lebensverhältnisse machen Unterschiede bewusst. Für ein Lernen aus dem Kontrast kann der Rückgriff auf das Mittelalter zum besseren Verständnis gegenwartsnaher sozialer Gegebenheiten sehr hilfreich sein. Will man über gesellschaftliche Verhältnisse der Gegenwart aus der Vergangenheit Orientierung finden, so gibt es insgesamt keinen Sinn, sich dabei durch das Korsett der Epochengliederung beschränken zu lassen.

Historisches Lernen aus dem Kontrast bedeutet nicht nur zeitliche Tiefe im Überschreiten von Epochengrenzen, es bedeutet ebenso räumliche Weite im interkulturellen Vergleich. Auch diesbezüglich hatte das Bemühen um Relevanz für mich Abstand zu traditionellen Zugangsweisen der Geschichtswissenschaft zur Folge. In der Historischen Familienforschung und in benachbarten Untersuchungsfeldern war eine komparative Zugangsweise unabdingbar. Der Vergleich zweier nach ihren wirtschaftlichen Verhältnissen unterschiedlich strukturierten Nachbarparfen nördlich von Salzburg stand am Anfang meiner einschlägigen Arbeiten. Österreichweite Vergleiche folgten. Wirklich ergiebig wurde die Forschungsarbeit allerdings erst, als ich über mitteleuropäische Familienverhältnisse hinausging. Eine mit Russland vergleichende Studie, vor allem mit Sozialstrukturen Südosteuropas kontrastierende Analysen brachten vertiefende Einsichten. In Bulgarien erhielt ich die Chance, solche Analysen durch viele Jahre mit intensiver Lehrtätigkeit, aber auch mit dem Gespräch mit einschlägig arbeitenden Kolleginnen und Kollegen zu verbinden. Der Ertrag dieser Aktivitäten blieb keineswegs auf Familienthemen beschränkt. Die »Winter Balkan Meetings« – zunächst in Bansko und später in Blagoevgrad abgehalten – haben mich sehr stark in der Überzeugung bestätigt, dass der interkulturelle Vergleich für eine

gesellschaftlich bedeutsame Geschichtswissenschaft ein wichtiger Impuls sein kann. Unter meinen persönlichen Erfahrungen von Relevanz nehmen diese Treffen einen Spitzenplatz ein. Wie sehr man als Historiker aus Unterschieden lernen kann, habe ich hier überzeugend erlebt. Und dass auch die Gastgeber diese positive Erfahrung teilen konnten, war deutlich erkennbar.

Die für meine Erfahrungen von Relevanz in der Geschichtswissenschaft so wichtige Familienthematik hat in meiner Arbeit zwei sehr unterschiedliche Ausrichtungen erfahren. Der eine Weg führte in die Makrogeschichte des epochenübergreifenden und interkulturellen Vergleichs, der andere in die Mikrogeschichte des Alltagslebens und schließlich zur individuellen Lebensgeschichte. Von beiden Richtungen würde ich im Rückblick sagen, dass sie ein Lernen aus Geschichte ermöglicht haben – allerdings in unterschiedlicher Weise. Auf der Makroebene führte mich die Diskussion um das so genannte European marriage pattern zur Frage eines Sonderwegs der europäischen Familienverfassung und seiner historischen Bedingungsfaktoren. Damit stellte sich mir insgesamt das Problem, den europäischen Sonderweg und seine Ursachen im interkulturellen Vergleich zu erklären. Ich bin solchen Faktoren in der Entwicklung der Landwirtschaft genauso nachgegangen wie in spezifischen Strukturen der westlichen Christenheit als einer hoch organisierten Religionsgemeinschaft, in der Entfaltung demokratischer Mitbestimmung ebenso wie im Bereich der Massenkommunikation. Diese vergleichende Analyse hat nichts mit der Konstruktion eines eurozentrischen Geschichtsbildes zu tun. Nicht europäische Identität soll dadurch bewirkt werden, sondern ein besseres Verständnis gesellschaftlicher Phänomene aus ihrer Genese – sowohl solcher des eigenen Kulturraums als auch solcher der Vergleichskulturen. Lernen aus Geschichte erfolgt bei diesem Ansatz in einer genetisch-interpretativen Zugangsweise, nicht in einer identifikatorischen. Die Historische Familienforschung war von ihren Anfängen an der genetisch-interpretativen Zugangsweise verpflichtet. In diesem Sinne interkulturell vergleichende Geschichte auf der Makroebene zu betreiben, ist einer analogen Funktion von Geschichte als Orientierungswissenschaft verpflichtet.

Die Gabelung in eine makro- und eine mikrohistorische Richtung der Familienforschung habe ich persönlich als Quellen- und Methodenproblem erlebt. Dass es durch unterschiedliche Quellen und Methoden zu ganz unterschiedlichen Lernprozessen und Zielsetzungen kommen kann, war für mich anfangs nicht abzusehen. Die frühe Historische Familienforschung – stark beeinflusst von den Pionierleistungen der *Cambridge Group for the History of Population and Social Structure* ging primär von Massenquellen über die Größe und Zusammensetzung von Familien aus, die sich quantifizierend auswerten ließen, von Zensuslisten, Volkszählungsmaterialien, Seelenbeschreibungen etc. Für den Makro-Vergleich waren solche Quellen sehr geeignet. Man konnte sie für die Neuzeit in ganz Europa finden und darüber hinaus auch in

anderen Regionen der Welt. Ihre Informationen waren ähnlich, aber karg. Wer mehr über Familienleben in der Vergangenheit wissen wollte als Namen, Altersangaben und Rollen innerhalb der Hausgemeinschaft, der wurde von dieser Zugangsweise enttäuscht. Eine radikale Alternative bot die Oral History. Durch sie konnte man nahezu alles über Familien erfahren, allerdings auf den Erinnerungshorizont der Mitlebenden beschränkt. In den späten siebziger Jahren wählte die Historische Familienforschung in Wien neben der quantitativen Zugangsweise auf der Basis standardisierter Massenquellen auch diesen zweiten Weg. Es kam dabei allerdings bald zu einer Modifikation. Die mündlich erfragte Lebensgeschichte wurde durch die schriftliche ergänzt. In der *Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien* entstand eine groß angelegte Sammlung von Zeugnissen der populären Autobiographik. Die Autobiographie als Quelle für die Sozialgeschichte der Familie erlaubte es, historisch weiter zurück zu gehen. Soweit ich familienhistorisch auf der Basis von Selbstzeugnissen gearbeitet habe, stand die schriftliche Form dabei im Vordergrund. Die Erfahrungen mit Methoden der Oral History möchte ich allerdings keinesfalls missen.

Sowohl die Auswertung von Oral History-Interviews als auch die von Zeugnissen der populären Autobiographik führten weit über familienhistorische Themen hinaus. Nahezu alle Bereiche des Alltagslebens ließen sich auf dieser Grundlage erforschen. Ich selbst habe nach solchen Quellen so unterschiedliche Themenfelder wie bäuerliche Arbeitsprozesse und ländliche Jugendgruppen, traditionelle Formen der Nahrung und Wandlungsprozesse im religiösen Familienleben behandelt. Dass die Historische Familienforschung seit den siebziger Jahren eine so enge Bindung mit der Alltagsgeschichte einging, war sicher nicht nur durch Gemeinsamkeiten der Quellenlage bedingt. Ähnlich wie die Familienverhältnisse erfuhren damals auch viele Bereiche des Alltagslebens einen tief greifenden Prozess des Wandels. Es sei in diesem Zusammenhang bloß an die Folgen von neuen Möglichkeiten des Massenkonsums, an verändertes Freizeitverhalten, an zunehmende Mobilität, an neue Einflüsse durch die Massenmedien erinnert. Bisherige Selbstverständlichkeiten des Alltagslebens verloren ihre Bedeutung. Insbesondere im ländlichen Raum war dieser radikale Wandel allgemein spürbar. Die versinkende Alltagswelt wurde plötzlich zum historischen Thema. Das bedeutete sicher mehr als nostalgisches Sich-Zurückerkennen. Der Kontrast zwischen Damals und Heute, der in den Lebensgeschichten alter Menschen so klar fassbar wurde, hatte wohl auch mit dem Bedürfnis zu tun, die Gegenwart besser zu verstehen und für die Zukunft Orientierung zu finden. In der Dorferneuerungsbewegung etwa lässt sich das Zusammenspiel dieser Motive deutlich beobachten. Mit der neuen Alltagsgeschichte war ein neues Bedürfnis verbunden, aus Geschichte zu lernen. So lange Alltagswelten stabil geblieben waren, hatte es dieses Bedürfnis nicht gegeben. Alltagsgeschichte als *magistra vitae* ist an sehr spezifische Veränderungspro-

zesse der Moderne gebunden. Erzählte und niedergeschriebene Lebensgeschichten haben für ihre Rekonstruktion eine unersetzbare Bedeutung.

Erfahrungen von Relevanz erlebte ich im Umgang mit lebensgeschichtlichen Zeugnissen auch noch in ganz anderer Hinsicht. Das Neuartige an der Arbeit mit Oral History-Interviews war, dass dabei der Historiker erstmals an der Erstellung seiner Quellen selbst mitwirkte. Für andere Sozialwissenschaften war diese Situation geläufig, in der Geschichtswissenschaft bedeutete sie eine völlig ungewohnte Herausforderung. Das Oral History-Interview entsteht in Interaktion zwischen dem Forscher und den befragten Personen. Beide Seiten lassen sich dabei auf lebensgeschichtliche Reflexion ein – der Interviewte in der Regel stärker als der Interviewer. Verläuft die Befragung als ein partnerschaftliches Gespräch, so sind aber wohl beide Seiten in diesen Reflexionsprozess involviert. Lebensgeschichtliches Gespräch schafft Betroffenheit. Jede Begegnung durch lebensgeschichtliches Erzählen kann eigene Vorstellungen, Haltungen, Meinungen beeinflussen. Zwei mehrwöchige Oral History-Kampagnen in einer niederösterreichischen Dorfgemeinde habe ich in diesem Sinne als nachhaltigen Eindruck erlebt. Ähnliches gilt für spätere Einzelinterviews, insbesondere solche mit Zuwanderern nach Wien aus weit entfernten Kulturräumen. Bezüglich der Auswirkungen solcher Gespräche auf meine Interviewpartner bin ich auf Vermutungen angewiesen. Die Möglichkeit, aus Lebensgeschichte zu lernen, ist sicher bei allen Forschungsarbeiten auf der Grundlage von Oral History gegeben. Lebensgeschichte wirkt in solchen Interviewsituationen noch nicht auf der Basis wissenschaftlicher Reflexion, sondern im alltäglichen Sinn als Austausch von Erlebtem und Erfahrenem. Es kann aber durchaus auch wissenschaftlich reflektierte Lebensgeschichte als Grundlage von Lernprozessen eingesetzt werden. Als besondere Erfahrung von Relevanz im Umgang mit Lebensgeschichten in diesem Sinne ist mir ein Seminar wichtig, das ich 1982 an der Volkshochschule Ottakring hielt. Es hatte das Thema, »Ich kam vom Land in die Stadt«. Alte Menschen mit einer solchen lebensgeschichtlichen Erfahrung wurden in der Veranstaltung von Studierenden befragt. Ein alltagsgeschichtliches Interesse der Historiker stand am Anfang. Doch bald veränderte sich die Situation. Bei den Befragten kam durch lebensgeschichtliches Erzählen viel in Bewegung. Diese Bildungsprozesse traten mehr und mehr in den Vordergrund. Themen einer wissenschaftlich betriebenen Alltagsgeschichte gaben zwar weiterhin den Anstoß zu einer kollektiv betriebenen Oral History, den Bedürfnissen der Teilnehmerinnen und Teilnehmer wurde jedoch Vorrang gegeben. So entstand ein neuartiger Mischtyp zwischen einer von fachlichen Fragestellungen geleiteten Erhebung alltagsgeschichtlicher Informationen und gemeinsamer Reflexion lebensgeschichtlicher Erfahrungen. Dieser neue Typus interaktiver Forschung – dokumentiert in der Veröffentlichung des *Ottakringer Lesebuchs* – war richtungweisend für neue Formen alltagsgeschichtlich fundierter Erwachsenenbildung. Was dabei jeweils ›aus Lebensgeschichte lernen‹ bedeutete, lässt

sich nicht einfach auf eine klare Formel reduzieren. Dass dabei sowohl die beteiligten Forscherinnen und Forscher profitierten als auch die über ihr Leben erzählenden alten Menschen, war für alle Beteiligten offenkundig.

Etwas anders gestalteten sich Erfahrungen von Relevanz in der Arbeit mit schriftlichen Lebensgeschichten. Übereinstimmungen waren in der wissenschaftlichen Auswertung für Themen der Alltagsgeschichte erkennbar. Sich den radikalen Wandel von Lebensverhältnissen des Alltags bewusst zu machen, war und ist sicher ein wichtiger historischer Lernprozess. Unterschiede ergaben sich aus der Differenz zwischen Erzählen und Niederschreiben der Lebensgeschichte. Das Schreiben bewirkt eine tiefer gehende und intensivere Beschäftigung mit dem eigenen Leben. ›Aus Lebensgeschichte lernen‹ ist dabei mit qualitativ anderen Formen der Selbstreflexion verbunden. Ein weiterer Lerneffekt kommt hinzu. Die in der *Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen* gesammelten Zeugnisse der populären Autobiographie ermöglichen eine Edition solcher Quellen. In der Editionsreihe *Damit es nicht verloren geht...* wurden bisher über fünfzig Bände publiziert – teils als Monographien, teils als thematisch zusammenfassende Sammelbände. Das ganze Spektrum neuer alltagsgeschichtlicher Themen kann hier Behandlung finden – von den Auswirkungen der Elektrifizierung bis zu persönlichen Musikerfahrungen, von Großvätererlebnissen bis zu einer Geschichte des Essens und Trinkens. Weit über eine Million Bände wurden bisher gekauft. Das bedeutet eine Leserschaft von enormer Breite. Was die einzelnen Lebensgeschichten, was die dazu verfassten wissenschaftlichen Kommentare jeweils bewirken, das lässt sich bei einem derart großen Publikum nicht nachvollziehen. Wenn manche Leserinnen und Leser selbst zu schreiben begonnen haben, so ist das ein Hinweis auf die Wirksamkeit solcher Lektüre. Generell lässt sich wohl sagen, dass die Beschäftigung mit den autobiographischen Aufzeichnungen anderer Menschen stets auch zu einem Nachdenken über das eigene Leben führt. ›Aus Lebensgeschichte lernen‹ ist so bei einer systematischen Sammlung und Edition von Zeugnissen der populären Autobiographie in noch höherem Maße gegeben als bei Aktivitäten mit Methoden der Oral History. Die Erfahrung der Relevanz war für mich bei dieser Form wissenschaftlicher Arbeit ganz besonders überzeugend.

Dem Themenwechsel zur Historischen Familienforschung und zu aus ihr entwickelten Problemfeldern als Wendepunkt zu einer sinnhaft empfundenen Geschichtswissenschaft stehen in meinem Wissenschaftlerleben prägende Erlebnisse gegenüber, die mir bewusst machten, gegen welche Formen des Umgangs mit Geschichte ich mich abgrenzen wollte. Auch solche Erfahrungen sind für meine Sicht von *historia magistra vitae* von Bedeutung. Dieses Bedürfnis, mich abzugrenzen, hatte ich besonders deutlich bei der Feier von Geschichte aus Anlass von Jubiläen. Die Jubiläen *1000 Jahre Babenberger in Österreich* und *1000 Jahre Kärnten*, die 1976 begangen wurden, gaben erste Anstöße. Die 300-Jahr-Feier der Zweiten Türkenbelagerung in

Verbindung mit Katholikentag und Papstbesuch im Jahre 1983 bedeutete in meiner Auseinandersetzung mit den für Jubiläen charakteristischen Formen des Umgangs mit Vergangenheit einen Höhepunkt. Vor der Jahrtausendwende und vor dem österreichischen Jubeljahr 2005 griff ich die Problematik nochmals auf. Die Auseinandersetzung erfolgte jeweils in zwei Schritten. Zunächst ging ich von Texten aus, wie aus Anlass einer Jahrhundertfeier Geschichte aktualisiert wurde: Wie interpretierte man etwa die Ereignisse von 1683 hundert, zweihundert, zweihundertfünfzig Jahre danach in ihrer jeweiligen Bedeutung für die Gegenwart? Späterhin hätte man dieses Verfahren vielleicht als Diskursanalyse bezeichnet. 1982/3 war dieser Begriff in der Geschichtswissenschaft noch nicht geläufig. Dann versuchte ich, das Feiern von Geschichte bei Jubiläen aus der Geschichte des Geschichte-Feierns in seiner Funktion für die Öffentlichkeit zu erfassen. Eine solche genetisch-interpretative Zugangsweise zu öffentlichen Gedenktagen konnte das durch sie bewirkte Geschichtsbewusstsein deutlich machen – vor allem auch Gefahren, die mit ihm verbunden sind.

Von Festrednern bei Jubiläen – gleichgültig ob Historiker oder Politiker – wird immer wieder die *historia* als *magistra vitae* bemüht. Die Geschichte ist für sie ›Erbe und Auftrag‹. Menschen sollen sich ›heute‹ so verhalten wie ›damals‹. Die ›Tugenden‹ der ›Gründerväter‹ werden beschworen. Ihr Handeln in der Vergangenheit bleibt ›Verpflichtung für die Gegenwart‹. Häufig ist diese Verpflichtung ›heldenhafter Kampf‹, denn Revolutionen und Freiheitskriege sind als Anlass für Gedenktage und Jubiläen besonders beliebt. Meist gibt es dann einen dazugehörigen ›Erbfeind‹, der je nach Bedarf seine Gestalt wechseln kann wie der ›Feind aus dem Osten‹ in der österreichischen Geschichte. Die Lehren aus der Geschichte, die bei Jubiläen gezogen werden, sind in der Regel sehr einfach. Mit Geschichte als Wissenschaft haben sie nichts zu tun. Die Gedenkfeiern werden von den jeweils Herrschenden veranstaltet. Historiker sind nur die Erfüllungsgehilfen. Kritik an den ideologischen Implikationen von Jubiläen, wie sie von der Wissenschaft zu erwarten wäre, kommt in der Regel ungelegen. Nicht nur Politikern ist sie unerwünscht, auch einer traditionsbewussten Öffentlichkeit, die aus bestimmten Anlässen Geschichte festlich begehen will. Jubiläen sind emotional stark verankert. Wer sie in Frage stellt, verletzt historisch gewachsene Identitäten.

Als Ausdruck historisch gewachsener Identität auf staatlicher, nationaler, konfessioneller Ebene steht das Geschichte-Feiern bei öffentlichen Gedenktagen für eine allgemeine Form des Umgangs mit Geschichte. Staatliche Schulbücher etwa vermittelten ganz ähnliche Bilder der Vergangenheit – und tun dies zum Teil bis in die Gegenwart. ›Lehren aus der Geschichte‹ wurden und werden dort vielfach noch im alten Geist formuliert. In der *Einführung in das Studium der Geschichte* habe ich durch mehr als drei Jahrzehnte den Studienanfängern die Übungsaufgabe gestellt, das Geschichtsbild von Schulbüchern zu analysieren – von ausländischen und öster-

reichischen, von heutigen und von solchen aus Regimen der Vergangenheit bis zurück in die Habsburgermonarchie. Schulbuchanalysen dieser Art machen deutlich, wie gefährlich angebliche ›Lehren aus der Geschichte‹ sein können, die im Dienste der jeweils Herrschenden konstruiert wurden. Skepsis gegenüber einer derart instrumentalisierten *historia magistra vitae* ist verständlich und berechtigt.

Stellt man sich die Frage, was öffentlichen Gedenktagen und staatlichen Schulbüchern im Umgang mit Geschichte gemeinsam ist, so wird die Intention erkennbar, durch Geschichte Identität zu stiften. Man kann diese und ähnliche Formen als identifikatorische Funktion von Geschichte bezeichnen. Dass Identität immer auch die Dimension Vergangenheit einbezieht, steht außer Frage. Das Problem des identifikatorischen Umfangs mit Geschichte liegt in der bewussten Manipulation. Ich kann darin keinerlei positive Aufgabe der Geschichtswissenschaft erkennen. Im Gegenteil – ich sehe die Notwendigkeit, identifikatorische Ansätze ideologiekritisch in Frage zu stellen. Auch diesbezüglich habe ich überzeugende Erfahrungen von Relevanz erlebt. Viel wesentlicher ist es mir aber, Wege gefunden zu haben, die in einem wissenschaftlich vertretbaren Sinn ein Lernen aus Geschichte ermöglichen. Die Historische Familienforschung war für mich persönlich ein Zugang, der mir solche Wege erschlossen hat. Es gibt eine Vielfalt ähnlicher Wege von ganz anderen Themen ausgehend. Das Verbindende solcher Zugangsweisen ist es, aus der Analyse historischer Phänomene und Prozesse Orientierung für die Gegenwart zu bieten. Im Prinzip will eine Geschichtswissenschaft mit dieser Zielsetzung dasselbe aus der Dimension Vergangenheit erreichen, wie es die Sozialwissenschaften aus der Dimension Gegenwart leisten. Die Bezeichnung ›Historische Sozialwissenschaft‹ könnte für eine derart gegenwartsrelevante Geschichtswissenschaft durchaus passen. Ich persönlich sehe meine Position im Fach von meinen thematischen und methodischen Zugangsweisen her mit dem Etikett ›Historische Anthropologie‹ besser charakterisiert. Aber damit sind keine grundsätzlichen Unterschiede und schon gar nicht Gegensätze angesprochen. Es geht nicht um Bezeichnungen, sondern um das Anliegen, Geschichte in einer für die Gegenwart relevanten Form zu vermitteln. Mit Vermittlung von Orientierungswissen ist die mögliche Funktion von Geschichte dabei wohl besser ausgedrückt als mit dem alten Topos der ›Lehrmeisterin‹. Lehren im Sinne von klaren Handlungsanweisungen sind aus einer sozialwissenschaftlich-anthropologisch verstandenen Geschichte sicher nicht abzuleiten. Sie macht eher aus der Vergangenheit die Rahmenbedingungen klar, unter denen die Menschen in der Gegenwart handeln. Wichtig scheint mir die klassische Formulierung Ciceros nach wie vor durch ihren Bezug auf das Leben. Wenn wir auch Schwierigkeiten haben mögen, die Geschichte als Lehrmeisterin unseres Lebens zu verstehen, eine Orientierungshilfe vermag sie zu leisten. Im Rückblick auf vielfältige persönliche und gemeinsam erlebte Erfahrungen der Relevanz fühle ich mich zu dieser Aussage berechtigt.